



(Nachdruck verboten.)

Trilby.

Roman von George du Maurier.

Deutsch von Marg. Jacobi.

39) Madame Paſſefil war nicht ſcherzhaft aufgelegt. Daffys ariſtoſoſiſche Erſcheinung, die feine Bildung und romantiſche Schwermuth des kleinen Billy und die ruhige, natürliche Höflichkeit der drei jungen Leute erfüllte ſie mit ehrfurchtsvoller Scheu. Sie nannte Dodor immer Monsieur de Laſarce, während die übrigen Familienglieder und ein paar Bekannte, die auch eingeladen waren, ihn mit Monsieur Théodore anredeten und er für gewöhnlich Monsieur Rigolot hieß. Jedesmal, wenn Madame Paſſefil ſeinen ariſtoſoſiſchen Namen ausſprach (was ſehr häufig geſchah), blinzelte Dodor ſeinen Freunden verſtohlen zu; es ſahen ihn ausnehmend zu beluſtigen.

Mademoiſelle Erneſtine war offenbar zu liebeſelig, um überhaupt etwas zu ſagen; ſie verwandte kaum einen Blick von Monsieur Théodore, den ſie zum erſten Mal im Geſellſchaftsanzug ſah. Er nahm ſich auch wirklich allerliebſt aus — ſogar noch herzoglicher als Zouzou — und es war kein Wunder, wenn die glänzende Muſſicht, Madame de Laſarce und die Gemahlin eines ſolchen Gatten zu werden, Mademoiſelle Erneſtine etwas den Kopf verdrehte.

Sie war nicht ſchön, aber geſund, gut gewachſen, wohlgezogen und vermuthlich liebenswürdig und freundlich von Gemüth. Dodor hatte entſchieden ein beſſeres Loos gezogen, als der Herr Herzog, wenn er ſeine Braut, die eben erſt aus dem Kloſter kam und ohne Zweifel noch unſchuldiger war, als ein Kind, friſchweg heimführte. Um etwaige kleine Dodor's brauchte man ſich keine Sorge zu machen.

Nach Tiſche begaben ſich die Herren mit ihren Damen in einen hübschen kleinen Salon, der nach dem Boulevard hinausging. Man durfte dort Zigaretten rauchen und es wurde Muſik gemacht. Mademoiſelle Erneſtine ſpielte mit großem Eifer „Les Cloches du Monastère“ von Leſébure-Beſly, wenn ich nicht irre. Es iſt das kleinbürgerlichſte Klavierſtück, das ich kenne. Dann ſang Dodor mit ſeiner ſchönen Tenorſtimme, die einen ſeltſam ergreifenden und gefühlvollen Klang hatte, allerlei hübsche, unſchuldige, franzöſiſche Liedchen (ſein Vorrath ſchien unerſchöpflich zu ſein), bei denen ihn ſeine künftige Gattin aufs Gewiſſenſtafteſte begleitete:

„Als ich ein kleiner Knabe war, da liebte ich ganz allein
Mein Mutterchen und den lieben Gott — in zärtlichem Verein!
Doch als ich groß geworden dann, da liebte' ich andere Dinge:
Die Blumen fein, die Vögelein — und die flatternden Schmetter-
linge!“

Die ganze Familie war entzückt, faſt bis zu Thränen gerührt, während der Sänger bei den ſchönſten Stellen den Zeigefinger an die Naſe legte und dem Laird zublinzelte, der ſich köſtlich darüber amüſirte.

Natürlich ſprach man auch von dem Wunder des Tages, der Svengali, das war ganz unvermeidlich. Unſere Freunde

hielten es für unnöthig, zu verkünden, daß ſie „la grande Trilby“ war; es würde ſchon früh genug an den Tag kommen.

Und richtig, ehe noch eine Woche verging, hatten alle Zeitungen die wunderbarſten Dinge zu berichten: Madame Svengali — die große Trilby, war die einzige Tochter Seiner Ehrwürden des hochgeborenen Lords D'Ferrall. Um ein freies, luſtiges Leben unter den Pariſer Künſtlern des Quartier latin führen zu können, une vie de bohème — war ſie aus den Urwäldern und dem einsamen Marſchland von le Dublin entflohen.

Sie war wie der Schnee, mit einem Vulkan im Herzen, eine Venus Anadyomene vom Scheitel bis zur Sohle.

Abgüſſe ihrer Mabaſterfüße konnte man in der Rue de la Souricière St. Denis bei Brucciani kaufen (er erwarb ſich ein Vermögen damit).

Der große Ingres hatte ihren linken Fuß in einem Atelier auf dem Platz St. Anatole des Arts an die Wand gemalt und ein ſchottiſcher Mylord und Sonderling (le Comte de Pencoek) hatte das Haus ſammt Atelier und Wand gekauft und es niederreißen laſſen, die Wand mit der Skizze aber unter Glas und Rahmen nach ſeinem Schloß in Edinburgh geſchickt.

Dies war leider nicht der Wahrheit gemäß. Es hatte ſich herausgeſtellt, daß der Wunſch des Laird ſich unmöglich erfüllen ließ, weil die Mauer aus zu ſprödem Stein beſtand. So mußte denn der Comte de Pencoek — dies war Madame Winarbs Leſart von Sandys Spitznamen — von dem Handel abſtehen.

Am nächſten Morgen rüſteten ſich unſere drei Freunde zur Abreiſe. Selbſt der Laird hatte genug von Paris und ſehnſte ſich danach, wieder vor ſeiner Staffelei zu ſitzen; er arbeitete an einem Hari-kari in Yokohama. (In damaliger Zeit war noch Niemand in Japan geweſen und er auch nicht.)

Sie hatten ihr Frühstück in der Glashaſſe des Hotels eingenommen, wo, wie gewöhnlich, jeder Tiſch beſetzt war. Billy ging zum Poſtbureau des Hotels hinauf, um noch einen Brief an ſeine Mutter abzugeben. Plötzlich ſchraf er zuſammen — ſeitwärts an einem kleinen Tiſch dort im Bureau ſaß Svengali, ſeine Briefe leſend. Außer ihm beſanden ſich noch einige Schreiber in dem Raum.

Der kleine Billy ſtand unmitelbar vor Svengali; er bebte vor Erregung und wollte ſchon die Hand ausſtrecken, zog ſie aber wieder zurück, als er den haßerfüllten Ausdruck in Svengalis Mienen gewahrte.

Der Deutſchpole hatte ſchnell ſeine Briefe zuſammengerafft und eilte nach der Thür. Als er bei dem kleinen Billy vorbeikam, ſchimpfte er ihn „verfluchter Schweinehund“ und ſpie ihm ins Geſicht.

Der kleine Billy ſtand einen Augenblick wie verſteinert, dann lief er Svengali nach, holte ihn bei der Marmortreppe ein, ſchlug ihm den Hut vom Kopfe und trat nach ihm mit den Füßen. Svengali ließ ſeine Briefe fallen, wandte ſich um und verſetzte ſeinem Gegner einen Schlag ins Geſicht, daß er blutete. Nun hieb der kleine Billy um ſich wie ein Wüthender,

doch konnte er nicht zu Svengali hinaufreichen, der über sechs Fuß maß.

Sofort sammelte sich eine Menschenmenge um die Streitenben; auch der schöne alte Mann mit der Halskette war darunter. „Schnell, schnell! Ein Schützmann!“ schrie er und der Ruf ging weiter von Mund zu Munde.

Taffy sah den Aufruhr. „Bravo, Kleiner!“ rief er, sprang auf und drängte sich zu dem kleinen Billy hin, der in Schweiß gebadet, blutend und keuchend dastand.

„Er hatte mich angespien, Taffy,“ stammelte er, „der verfluchte Kerl! Kein Wort hatte ich noch mit ihm gesprochen — das kann ich beschwören!“

Svengali kam Taffys Anwesenheit völlig unerwartet; er erkannte ihn auf der Stelle und wurde freibeweis.

Taffy hatte hundelederne Handschuhe an; er faßte mit raschem Griff Svengalis Nase zwischen Zeigefinger und Mittelfinger seiner rechten Hand und schüttelte ihm den Kopf tüchtig nach allen Seiten hin und her, während Svengali sich an sein Handgelenk klammerte. Dann ließ er ihn los und verabreichte ihm noch einen lautstimmenden Backenstreich. Das war kein Spaß, denn wenn Taffy auch nur beim Spiel eins versetzte, dem wurde grün und gelb vor den Augen.

Svengali keuchte noch ärger, als vorhin der kleine Billy und brachte zuerst kein Wort hervor.

„Feigling — schäbiger Feigling!“ schrie er endlich, „ich werde Ihnen meine Zeugen schicken!“

„Ich stehe zu Diensten,“ versetzte Taffy im schönsten Französisch, öffnete seine Brieftasche und überreichte ihm seine Karte mit den Worten: „Bis morgen um zwölf Uhr bin ich noch hier — und dies ist meine Londoner Adresse, falls ich bis dahin noch nichts von Ihnen gehört habe. Ich bedauere sehr — aber Sie hätten nicht spucken sollen — das schickt sich wirklich nicht. Wenn Sie mir Nachricht geben, will ich Sie treffen, wo Sie wollen. Bestimmen Sie nur den Ort; ich stelle mich Ihnen und müßte ich vom anderen Ende der Welt angereift kommen.“

„Sehr gut, sehr gut!“ rief ein alter, militärisch aussehender Herr, der in der Nähe stand, und gab Taffy seine Karte für den Fall, daß er seine Dienste brauchen sollte.

Als der Schützmann eintraf, war schon Alles vorbei. Svengali war in einer Droschke davongefahren und Taffy stellte sich dem Beamten zur Verfügung.

Sie gingen zusammen in das Postbureau und verhandelten mit dem alten militärischen Herrn, dem Majordomus im Sammetanzug und den beiden Schreibern, die bei dem schimpflichen Angriff zugegen gewesen waren. Einstweilen verlangte die Polizei nichts weiter von Taffy und seinen Freunden, als die Angabe von Familiennamen, Vornamen, Vaterland, Titel, Berufsart, Alter, Stand, Wohnung u. s. w.

„Das ist ein Rencontre, das eigentlich auf andere Weise arrangirt werden mußte!“ sagte der alte Herr — monsieur le général, comte de la Tour-aux-Loups.

So wurde die Angelegenheit sehr einfach beigelegt; den ganzen Tag über sah man aber eine unheilige Freude aus Taffys zornigen blauen Augen leuchten.

Nicht etwa, als ob er wünschte, Trilbys Gatten ernstlich Leid und Schaden anzuthun, aber es freute ihn, daß er Svengali eine handgreifliche gute Lehre gegeben hatte.

Daß Svengali ihn verwunden könne, zog er keinen Augenblick in Betracht. Er war überzeugt, der Pole werde die Herausforderung auf sich beruhen lassen, und darin täuschte er sich nicht.

Noch stundenlang nachher war es ihm, als fühle er die lange, fleischige Nase zwischen seinen behandschuhten Händen und er erinnerte sich mit Wohlgefallen, wie er her-

haft er daran gerüttelt hatte. Bei reiflicher Ueberlegung that der Vorgang ihm leid und er konnte sich der Reue nicht erwehren, denn er war im Grunde der friedliebendste Mensch von der Welt. Nur als er sehen mußte, wie der kleine Billy, von Blut überströmt, sich gegen einen überlegenen Gegner wehrte, war der alte Adam in ihm erwacht.

Von Svengali kam keine Botschaft; Taffy brauchte daher auch weder Dobor noch Zouzou zu bitten, ihm als Sekundanten zu dienen. Die Freunde reisten ohne weiteres Blutergerieken und mit gesunden Gliedern nach London ab; Paris war ihnen ganz verleidet.

Der kleine Billy blieb bis Weihnachten bei seiner Mutter in Devonshire; Taffy war im Gasthaus des Städtchens abgestiegen.

Gleich am Abend ihrer Ankunft, als der kleine Billy müde und abgespant zu Bett gegangen war, theilte Taffy Frau Bagot mit, daß die Svengali aller Wahrscheinlichkeit nach mit Trilby ein und dieselbe Person sei.

„Großer Gott,“ rief die arme Mutter, „das ist ja die neue Sängerin, die nächstens nach England kommt. Ein Artikel über sie steht heute in der Times. Es heißt, sie sei ein wahres Wunder und habe nirgends ihresgleichen. Das kann doch unmöglich die Miß O'Ferrall sein, die ich in Paris gesehen habe!“

„Es ist kaum zu glauben — aber ich bin so gut wie überzeugt, daß sie es ist — und William hat es keinen Augenblick bezweifelt. Nur Mc. Allister behauptet das Gegentheil.“

„O wie schrecklich! Also darum sieht mein armer Sohn so krank und elend aus. Das alte Leid ist wieder aufgeführt worden. Konnte sie denn überhaupt singen, als Sie in Paris mit ihr verkehrten?“

„Keine Note — sie brachte die seltsamsten Töne heraus, wenn sie es versuchte.“

„Ist sie noch ebenso schön?“

„O ja; das ist außer allem Zweifel; schöner als je!“

„Und ihr Gesang — ist der wirklich so wunderbar? Ich weiß noch recht gut, wie schön ihre Stimme klang, wenn sie sprach.“

„Wunderbar? — Das will ich meinen! Ich habe nie etwas Aehnliches gehört oder für möglich gehalten. Die Grisi, Albani, Patti darf man gar nicht in einem Athem mit ihr nennen!“

„Barmherziger Himmel! Sie muß ja ganz unwiderstehlich sein. Mich wundert nur, daß Sie sich nicht auch in sie verliebt haben. Wie schrecklich sind doch diese Sirenen, die Einem den Frieden des Hauses zerstören!“

„Sie dürfen nicht vergessen, Frau Bagot, daß es Ihrerseits nur eines Wortes bedurft hat. Sie ist gleich zurückgetreten — obgleich sie William sehr lieb hatte. Damals war sie keine Sirene.“

„Jawohl, ich weiß — sie hat sich sehr brav benommen — und gethan, was ihre Pflicht war. Verzeihen sie mir, bitte, Herr Wynne — es ist sehr unrecht, aber ich kann nicht vergeben — die schreckliche Krankheit meines Sohnes — die schwere Zeit in Paris . . .“

Frau Bagot brach in Thränen aus und Taffy ließ sich ver söhnen. „O Herr Wynne — ich hoffe von ganzer Seele, daß ein Irrthum vorliegt — vielleicht ist es nur eine Aehnlichkeit! Wenn sie nach Weihnachten in London auftritt, wird mein Sohn wieder ein Opfer seiner Verblendung werden. Was fange ich nur an!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Fühne.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Schluß.)

Franziska schwieg erschöpft. Der Baron stieß einen leisen Seufzer aus; Todtenblässe bedeckte sein Antlig.

„Noch in ihrer höchsten Wuth und Aufregung suchte mich die Baronin auf,“ erzählte Franziska weiter, „ich mußte Alles über mich ergehen lassen, denn ich fühlte mich schuldig. Sie wollte mich in ihrem Zorn zum Schlosse hinauspeitschen lassen, dann aber befann sie sich.“

„Nein, ich werde Dich auf andere Weise unschädlich machen, Du freche Dirne!“

„Ich sank ihr zu Füßen, umklammerte ihre Kniee. Mit dem Fuße stieß sie mich verächtlich fort, ich taumelte und brach zusammen.“

„Als ich erwachte, war ich in einem engen, finsternen Gemach — vielleicht wollte man mich hier lebendig begraben. — Ich schrie verzweifelt auf, aber mein Schrei mußte in diesen dicken Mauern ersterben. Einen ganzen Tag brachte ich zu in wilder, ohnmächtiger Raserei, meine aufgeregte Phantasie schuf mir Höllenqualen und ich war dem Wahnsinn nahe. Ich wagte kaum Athem zu holen und rang verzweifelt die Hände, da that sich plötzlich eine Wand auf und Offen wurde mir herein geschoben. Ein blecherner Löffel lag dabei — mir fuhr der Gedanke durch den Kopf — ich mußte Alles daransetzen, mich zu befreien. Mein Bett rückte ich an die schmale Fensteröffnung und blickte hinaus. Ich gewahrte, daß man mich auf dem Gartenflügel eingesperrt und daß sich mein Gefängnis im Erdgeschoß befand. Freilich ging um das Schloß ein tiefer Graben, aber der war längst ausgetrocknet und Gras und Unkraut wucherten darin. Ich versuchte jetzt mit dem scharfen Stiel des Löffels am Mörkel zu kratzen, er löste sich rascher, als ich gedacht; die Feuchtigkeit hatte die Ziegel halb zerbröckelt — nach stundenlanger Arbeit hatte ich den ersten Ziegel in der Hand. . . Essen konnte ich nicht vor Aufregung, und wie ich mich auch erschöpft auf mein Lager warf, der Schlaf floh mich; ich mußte immer wieder aufspringen und an meine Arbeit gehen. In der zweiten Nacht war die Doffnung groß genug, daß ich meinen Fluchtversuch wagen konnte. Alle meine Pulse klopfen, ich faltete die Hände und schickte ein Gebet zum Himmel. Die Sterne flimmerten so wunderbar mild, als wollten sie mich segnen. . .

„Gott wird seine Hand über Dir halten!“ flüsterte es tröstend durch mein Inneres, dann schwang ich mich auf die Fensterbrüstung und sprang hinab. Unverletzt war ich unten angekommen, und bald war ich im Freien und — gerettet!“

„Ohne Aufenthalt flüchtete ich mich zum Elternhause. Die Eltern sagten nichts; sie machten mir keine Vorwürfe; aber in ihren kummerbleichen Gesichtern las ich genug.“

Sie errangen sich mühselig ihr täglich Brod, und jetzt kam zu ihnen eine kranke Tochter, die ihnen noch größere Sorgen verschaffen mußte. Ich habe damals unsäglich gelitten, mein armer Kopf drohte fast zu zerpringen.

„Nach einigen Monaten wiegte ich ein Kind auf meinem Schooße; o, wie hab' ich es geliebt! und doch! —“

Die Kranke brach in ein Weinen aus. Die Erzählung hatte auf die Anwesenden den verschiedenartigsten Eindruck hervorgebracht.

Die Pfarrersleute waren vom innigsten Mitleid ergriffen. Die Baronin stand noch immer am Fenster und blickte wie versteinert vor sich hin. Nur von Zeit zu Zeit fuhr sie mit dem Taschentuche über die Stirn, als wäre es im Zimmer zu heiß.

In athemloser Spannung hatte der Baron der Erzählung zugehört.

Der Pfarrer hatte ihm Platz gemacht, und er stand jetzt dicht vor der Kranken, hörte jeden Athemzug, erkannte das unsägliche Leid, das sich noch bei der Erinnerung an jene längst vergangene Zeit auf ihrem Antlig abspiegelte, und auch durch seine Seele zuckte ein unennbares Weh. Seine Brust hob und senkte sich in höchster Aufregung; aber bei den letzten Worten der Unglücklichen verlor er die Fassung; er ergriff ihre Hand und sagte leise:

„Franziska!“

Die Kranke hatte die Augen geschlossen; sie schlug sie jetzt überrascht und verwundert auf; ohne auf den Schmerz zu achten, richtete sie sich in die Höhe.

„Dermann,“ hauchte sie fast unhörbar — dann sank sie mit einem erschütternden Schmerzensschrei wieder in die Kissen zurück.

„Was ist aus unserem Kinde geworden?“ fragte der Baron in wilder Hast. „Es soll mein sein, ich habe ja sonst Niemand auf der Welt. Wohl hab' ich damals Dich aufgegeben und eine Andere heimführen müssen; aber mein Herz war gebrochen, sie hat mich nicht lächeln sehen und siechte dahin, jetzt steh' ich allein.“

Die Kranke schwieg.

„Rede, Franziska,“ bat der Baron, „wo ist das Kind? o, wie will ich es an mein Herz drücken und wieder glücklich sein!“

Noch einmal richtete sich Franziska in die Höhe; ihre Augen rollten wild umher, dann stieß sie krampfhaft heraus:

„Ich habe es getödtet!“

Der Baron verhüllte sein Antlig — eine Todtenstille herrschte im Gemach. — Das schreckliche Worte hatte schauernd die Herzen der Anwesenden durchzuckt, selbst die Baronin war erschüttert. Sie trat vom Fenster zurück und näherte sich dem Bette der Kranken.

Franziska's Blicke schweiften in fürchterlicher Aufregung von dem Einem zum Andern, als müsse sie wissen, welche Wirkung ihr Bekenntniß hervorgebracht, und als sie nur zu Boden geschlagenen Blicken begegnete, klagte sie:

„Ich schweig Alle — ich mußte es wohl, Ihr würdet mich verdammen und von Euch stoßen, und doch haben selbst die harten Richter Mitleid mit mir gehabt und mich nicht verurtheilen mögen. Ich hab' es ja doch geliebt, mein Kind; aber als ich eines Tages mit ihm allein war, packte mich die Verzweiflung wieder. Ich war so elend und verlassen — das Kind weinte — ich konnte es nicht meinen hören, es zerchnitt mir das Herz — es sollte nicht mehr weinen — da — da —“ sie drückte krampfhaft die Hände zusammen und stieß ein entsetzliches Schreien aus.

„Dein Werk!“ sagte der Baron kalt und schneidend, indem er dicht vor seine Mutter trat.

Die Baronin antwortete nicht. Noch hielt sie sich stolz und aufrecht; aber die strengen Augen waren jetzt feucht, und mit einem Ton, der eigenthümlich gegen ihre sonstige harte Rede-weise abstach, wandte sie sich zur Kranken:

„Ich bin damals zu weit gegangen, Franziska, verzeihe mir!“

Die Kranke starrte die Baronin lange an, als müsse sie sich besinnen, wen sie vor sich habe, und je länger sie auf die Baronin blickte, je mehr verzerrten sich ihre Züge. Ein tiefer, grimmiger Haß trat auf ihr Antlig; sie wies mit der Hand auf die alte Dame und stieß dann heftig heraus:

„Seht, das ist sie ja, die mich zur Mörderin meines Kindes gemacht! Hätte sie mich nicht eingesperrt, dann wäre ich nicht wahnsinnig geworden. Nein, ich verzeihe ihr nicht, ich fluche ihr noch mit meinem letzten Athemzuge.“

Die Baronin zuckte zusammen.

„Ich trage nicht allein die Schuld,“ sagte sie leise und zögernd, „mein Kammerdiener behauptete mir, daß Du nur ihm gehörtest und meinen Sohn bethören wolltest.“

„Und das mußte wahr sein, weil es Ihnen so gefiel!“ entgegnete Franziska bitter. „Ich habe Ihren Sohn geliebt, tief und innig — vielleicht hätte er an meiner Seite Frieden und Glück gefunden, aber Sie mußten den alten Namen retten, und was fragten Sie danach, ob Sie mich zum Morde trieben.“

„Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen!“ sagte jetzt der Pfarrer mit seiner weichen, zum Herzen dringenden Stimme.

Franziska schwieg eine Weile; ein sichtbarer Kampf wogte durch ihre Seele; dann sagte sie mit der letzten Anstrengung ihrer Kräfte:

„Ich verzeihe Ihnen, wie mir Gott verzeihen möge.“

Eine zu mächtige Aufregung hatte ihren Körper durchföhrt, jetzt zeigten sich die schlimmen Folgen. Sie sank erschöpft in die Kissen zurück und vermochte kein Wort mehr hervorzubringen. Zimmer leiser wurden ihre Athemzüge; „Dermann“, hauchte sie fast unhörbar und tastete auf dem Bette herum, seine Hand zu ergreifen.

Der Baron neigte sich über ihr Antlig und flüsterte: „Auf Wiedersehen!“

Ihre Augen leuchteten noch einmal auf und schienen die gleiche Antwort geben zu wollen — ein letztes Zucken und sie war verschieden.

„Mein Sohn, wirst auch Du mir vergeihen?“ wandte sich die alte, im Innersten gebrochene Frau mild und zärtlich zu Hermann, der düster vor sich hinlarrte.

„Ist es nicht das Walten der Nemesis, daß sie ihr eigenes Kind tödtete, um dann bei der Rettung eines fremden Kindes sich den Untergang zu holen?“ sagte der Baron mit finsternem Lächeln, ohne auf die Bitte seiner Mutter zu achten.

„Nein, unsere Schicksale lenken nicht Dämonen, nur ein liebender Gott!“ entgegnete der Pfarrer, „es war eine wunderbare Fügung des Himmels, die ihr durch dieses Opfer mild und freundlich die Last vom Herzen nahm, und auch in Ihre Brust, Herr Baron, wird Frieden einkehren!“ setzte er warm und herzlich hinzu, „denn die Todte dort predigt Liebe und Versöhnung.“ und der junge Pfarrer legte die Hände von Mutter und Sohn in einander.

Schluchzend warf sich Hermann an die Brust seiner Mutter: „Nun wohl, sie hat ihre Schuld gefühnt, versuchen wir es auch,“ sagte er tief ergriffen.

Die Baronin drückte ihren Sohn zärtlich an sich, aller Stolz und Hochmuth war aus ihrem Antlitz verschwunden.

Die Pfarrerin hatte jetzt leise etwas den Fenstervorhang hinweg gezogen; das Licht drang hell und freundlich in das Zimmer. Ein Sonnenstrahl zitterte um das Haupt der Hingefahrenen und breitete über die bleichen Züge einen Hauch von Verklärung. Um das Lager der Dahingefahrenen standen vier Menschen in stillem Gebet.

Allerlei.

Die Jagd auf einen durchgegangenen Eisenbahnzug spielte sich unerwartet auf der Charlow-Nicolajewer Bahn ab. Von Kremenchug wurde ein Zug mit Arbeitern nach der benachbarten Station Krjukow abgefertigt. Schon setzte sich der Zug in Bewegung, als der Maschinist vor sich, auf dem abweigenden Nebengleise, eine Lokomotive bemerkte und einen Zusammenstoß für unvermeidlich hielt. Um dem vorzubeugen, gab er Gegenampf, dabei brach die Dampfpeise ab und aus der Öffnung drang nun mit fürchterlichem Geräusch Dampf und heißes Wasser hervor und überschüttete den Maschinisten und dessen Gehilfen. Der Maschinist vermochte vor Schmerz den Regulator nicht mehr zu halten, dieser bewegte sich rückwärts, und so brauste der Zug mit einer Schnelligkeit von 80 Kilometern davon. Der Maschinist der einzelnen Lokomotive jagte nun ohne langes Besinnen dem davonraufenden Zuge nach. Bei dieser Fahrt versuchten sich nun viele der Reisenden durch einen Sprung auf Tod oder Leben zu retten. Nur Wenige kamen mit heiler Haut davon, die Meisten erlitten schwere Verletzungen; ein junges Mädchen, die Tochter eines Eisenbahnbeamten, schlug mit dem Kopf an einen Pfosten und stürzte todt zu Boden. Inzwischen war auf der Linie telegraphisch die Befehle erfolgt, für den Zug die Bahn frei zu machen. Der Lokomotivführer raffte sich unterwegs auf, kam trotz des heißen Dampfstromes an den Regulator heran und schaltete diesen aus, worauf der Zug kurz vor der Brücke bei Krjukow hielt. Wenige Minuten später traf auch die nachfolgende Lokomotive ein, deren Führer sofort auf die Lokomotive des Zuges eilte und dort feststellte, daß jeden Augenblick eine Refflextion zu erwarten sei. Trotz der großen Lebensgefahr, in der er schwebte, ging er sofort an die Löschung des Feuers, daß er auch rasch dämpfte. Dank der Geistesgegenwart des Lokomotivführers wurde so weiteres Unglück verhütet. Der schwerverdrübte Maschinist des durchgegangenen Zuges und der Maschinistengehilfen wurden ins Kremenchuger Krankenhaus gebracht, wo auch die übrigen bei dem Unfall zu Schaden gekommenen Personen eingeliefert wurden.

Eine Hochzeit in Arkadien schildert sehr anschaulich ein deutscher Postbeamter, der längere Zeit unter den Hellenen thätig war und nun eine Reihe „Reisebilder aus Griechenland“ in der „Deutschen Verkehrszeitung“ veröffentlicht. Wenn man glauben wollte, daß es sehr idyllisch oder romantisch in Arkadien auch noch heute zugehen müßte, so würde man sich gewaltig irren. Im Gegentheil erleben wir aus der Erzählung unseres „Germanos“, daß auch Hochzeiten von den Nachkommen der alten Achäer mit einem Geschäftseifer betrieben werden, der dem im Osten verbreiteten Ruf der Griechen durchaus entspricht. Im Peloponnes ist es Sitte, daß, wenn der Bräutigam sich mit seinem zukünftigen Schwiegerwater über die Brautaussteuer: Geld, Weinseld, Kleidung, Hausgerät u. c. fest geeinigt hat, die Aussteuer der Braut am Tage vor der Hochzeit in das Haus des Bräutigams gebracht, Bild aber erst vor der Trauung ausgezahlt wird. So sollte es auch bei der Hochzeit in Mytina geschehen. Die Aussteuer ward gebracht und der Deutsche wohnte der damit verknüpften Festlichkeit bei, die unserm Volke Abend entspricht, bei Ankunft und Abschied von der Braut mit einem Handkuß ausgezeichnet (das heißt die Braut küßte ihm die Hand, nicht etwa umgekehrt). Hochzeit aber — fand nicht statt. Als der Deutsche am anderen Tage in das Haus des Bräutigams kam, fand er dort nur viele Festgäste, die sehr aufgeregt sich unterhielten, aber

nicht die Hauptperson. Was war geschehen? Der Bräutigam war im Hause des Brautvaters gewesen, um die Mitgift einzulassen. Es waren 12 000 Drachmen bestimmt gewesen. Der Brautvater hatte aber nur 11 900, dann nach Protest des Bräutigams 11 940 Drachmen ausgezahlt mit der Erklärung, nun weiter kein Geld zu besitzen. Der Bräutigam bestand jedoch auf seinem Schein und wollte die Summe voll haben, andernfalls die Trauung bis dahin aufgeschoben werden sollte. Und so wurde es auch. Der Bräutigam hatte die Papas (Geistlichen) und Cumparos (Rathen und Trauungsträger) abbestellt und den übrigen geladenen Gästen nichts jagen lassen. So etwas war mir noch nicht vorgekommen. . . . Nach etwa vier Wochen bekam ich eine zweite Einladung aus derselben Hand wie die erste mit der Mittheilung, daß nun Alles bezahlt sei und die Hochzeit sicher stattfinden werde. Meine Freunde hatten an dem erzählten Vorkommniß keinen Anstoß genommen und sind dort gewesen, ich nicht.“

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Mit den „Modernen“ unserer Literatur beschäftigt sich in hervorragender Weise das Juniheft der „Monatsblätter für deutsche Literaturgeschichte“ (Leipzig, Erich Schöler, Preis jährlich 5 M.), auf welche wir hierdurch neuerdings empfehlend hinweisen. Während ein in scharfem Angriffsstos gehaltenen Artikel die bedeutlichen Auswüchse der Nietzsche-Schwärmerei in Schriftstellern wie Richard Dehmel und Georg Conrad entlarvt und — wie uns dünkt — mit vollem Rechte geißelt, behandelt der bekannte heftige Schriftsteller und Dichter Karl Ernst Knodt in einer feinen, vornehmen Studie die „Verjüngte Glocke“ von Gerhard Hauptmann. So unparteiisch er die hervorragenden Seiten dieses Märchenromans betont und rühmt, so unerbittlich weist er mit logischer Schärfe nach, wie Gerh. Hauptmann eine befriedigende Lösung des Konflikts nicht darstellen konnte, weil er nicht auf christlichem Standpunkte steht. Die Arbeit von Knodt verdient es, in den weitesten Kreisen unserer Gebildeten gelesen, ja studirt zu werden. Neben dieser schweren Speise bietet das Juniheft der „Monatsblätter“ eine höchst interessant geschriebene „Wanderburschenschaft zu Peter Rosegger“. Wir besuchen den edlen Mann in seinem schönen Steiermark und sehen ihn in seinem alltäglichen Leben, wodurch er unseren Herzen nur näher kommt. Was schließlich die lyrischen Gaben des Heftes betrifft, so brauchen wir nur zu verrathen, daß die Namen Frida Schanz, Anna Klie, Georg Vogel, Eduard Raabe, Elisabeth Kolbe, Wilhelm Wilms u. A. in dieser Abtheilung vertreten sind, sowie daß wiederum reiche Lesefrüchte aus dem „Tropheien“ Nietzsche, welche diesen räthselhaften Mann in einer ganz ungewöhnlichen Beleuchtung erscheinen lassen, sich am Schlusse des Heftes befinden, um unseren Lesern ein Bild von der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit zu geben, welche diese Zeitschrift auszeichnen. Auch das vorliegende Heft der „Monatsblätter für deutsche Literaturgeschichte“ steht mit voller Klarheit auf dem Standpunkte des Wahlspruchs „Christenthum und Vaterland“ und wird dazu beitragen, der für das Edle und Reine in so anmuthender Form kämpfenden Zeitschrift neue Freunde zu gewinnen.

— Der 108. Band der „Allstritten Zeitung“ wird soeben mit Nr. 2817 vom 24. Juni vollständig, einer Nummer, die wie schon der ganze Band bei Registrierung der Tagesgeschichte der Mannigfaltigkeit der Interessen gerecht zu werden sucht. Der Stilt seit Langem bewährter Spezialzeichner des Blattes hält die am 18. Juni in Gegenwart des Kaiserpaars erfolgte Einweihung des Denkmal's Wilhelm's des Siegreichen zu Köln, wie die sich anschließende Schiffsparade auf dem Rhein im Bilde fest, ebenso die Weihe des Um- und Neubaus der Universität zu Leipzig, eine Feier, die in Gegenwart des sächsischen Königspaars und der Prinzen am 15. Juni im Festsaal in der Aula ihren Höhepunkt erreichte. Willkommenen Ergänzungen hierzu bieten die Ansicht der Abtei Maria-Laach, die das Kaiserpaar am 19. besuchte, und das Porträt des Geh. Rath's Dr. Emil Friedberg, des derzeitigen Rektor Magnificus der Leipziger Hochschule. Einen Streifenbild auf das am Pfingsten noch einmal glanzvoll sich entfaltende Pariser Gesellschaftsleben gestattet die Darstellung einer Szene vom Eröffnungstage der Gartenbau-Ausstellung im Jardin des Tuilleries. An längst vergangene Tage gemahnt das Bildniß des genau vor 40 Jahren geborenen Herzogs Ernst des Befehlers, des Reformators von Braunschweig-Lüneburg; in entlegene Zonen geleitet eine Fülle von Illustrationen aus dem Museum für Völkerkunde zu Leipzig, die sich diesmal der Neuen Welt zuwenden. Vom allbekanntem Hydrographen Pfarrer Aneipp und dem Kultur- und Kunsthistoriker Jakob Ritter v. Falke, zwei vor Kurzem verstorbenen oft genannten Zeitgenossen, bringt die Nummer Porträts. Auf den unruhlichen Boden Südosteuropas leitet das Bildniß des als Mörder entlarnten bulgarischen Leib-Gardekapitän's Boitschew und eine Abbildung, die das österreichische Kontingent auf Kreta in schmucker Tropen-Uniform zeigt.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebenleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Lohle, Halle (Saal), Leipzigerstr. 87.



Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Herausgibt von Landes-Oekonomierath H. von Meudel-Steinfels zu Halle (Saale).

Grüner Klee als Pferdefutter.

Die Fütterung der Pferde mit grünem Klee, namentlich wenn derselbe noch nicht geblüht hat, wenn er naß und kalt oder welf oder gar schon in Gährung übergegangen, ist nicht zu empfehlen. Allerlei Fährlichkeiten, vor Allem die Windkolik und bei Kindern und Schafen das Aufblähen oder die Trommelsucht, welche häufig mit tödtlichem Ausgang verlaufen, sind nicht selten die Folgen solchen Futters. Den eigentlichen Grund für das häufige Auftreten dieses Fermentationsprozesses, welcher mitunter in überraschender Schnelligkeit zu der Entwicklung ganz gewaltiger Quantitäten von Gasen führt, kennt man nicht. Man weiß nur, daß ein junger, gut gewachsener, etwa handhoher, überhaupt noch vor der Blüthe befindlicher Klee mit seinem großen Reichthum an Proteinstoffen am meisten zu der Zerlegung disponirt ist, daß die Gährung besonders leicht nach gierigem Genuße früh morgens bei nüchternem Magen zu stande kommt, daß Thiere, welche an den Klee noch nicht gewöhnt sind, am ersten betroffen werden, und daß alsbaldiges Trinken nach dem Fressen des Grünfutters diese Krankheitserscheinungen sehr befördert.

Es unterliegt, so wird in der „Edw. Btg. f. Westf. u. Lippe“ ausgeführt, gar keinem Zweifel, daß die Pferde bei Kleefutter allein sehr wohl bestehen können. Diese Thatsache schließt aber noch nicht in sich, daß man auch zweckmäßig verfährt, den Thieren daselbe als alleinige Nahrung zu geben. Die Erfahrung lehrt, daß die Pferde bei ausschließlichem Kleefutter mäßige Arbeiten verrichten können; muthet man ihnen aber große Kraftleistungen und Ausdauer zu, sei es im Zuge oder im Laufen, so schwinden sie leicht und werden vor der Zeit schlaff. Ebenowenig steht bei der Aufzucht die möglichst größte und zugleich kräftige Körperentwicklung in Aussicht. Der große Wassergehalt und die geringe Trockensubstanzmenge bringen es mit sich, daß zur Sättigung gewaltige Quantitäten aufgenommen werden müssen, so bis 100 Pfund auf den Tag. So kommt es, daß die Gebärme ausgedehnt und die Respirationsorgane mechanisch beengt werden. Ueberdies erlangen die Pferde wohl ein rundes und anscheinend wohlbeleibtes Aussehen, thätlich sind sie aber aufgeschwemmt, und die Muskelgebilde lassen die nöthige Straffheit und die energischen, ausdauernden Aktionen vermissen. Außerdem sind sie, schon wegen ihres umfangreichen Hinterleibes, zur Schnellbewegung nicht wohl geeignet. Kein Weidpferd, selbst das mit bestem Klee genährte, ist dem Kornsperd in Bezug auf Kraft und Ausdauer gleichzustellen. Als ein wirkliches Kraftfutter kann der Klee, überhaupt alles Grünfutter, trotz der reichlichen Proteinnmenge in der Trockensubstanz, demnach für die Arbeitspferde nicht gelten. Und das macht sich auch bei der Aufzucht geltend und entscheidet oft über die spätere Gebrauchs- und Leistungsfähigkeit. So unterscheidet sich auch das Haferfüllen unter allen Umständen durch Größe, Kraft und frühe Gebrauchsfähigkeit von dem Grasfüllen, und ganz besonders ist das der Fall bei den edlen und verzärtelten Zuchten und bei Pferden, die an sich schon von schlaffem Faserbau sind (Marschpferde.) Bei den Zuchten, deren Fohlen, namentlich in Niederungen, während des zweiten und dritten Lebenssommers lediglich mit Grünklee oder Wicken oder auch mit dem dort gewachsenen Graze ernährt werden, bildet sich ein gleich schwammiger und schlaffer Zustand der Gewebe aus, während das in anderen, mehr hoch oder trocken gelegenen Gegenden bei der Aufnahme guter Gräser, die mit feinen, gewürzhaften Kräutern untermischt sind, nicht in demselben Maße der Fall ist. Die starke Ausdehnung

des Bauches stellt sich aber auch bei diesen ein. Je saft- und nahrungsreicher, um so mastiger nährt das Grünfutter.

Neben der Erschlaffung des Organismus, welche die alleinige Kleefütterung mit sich bringt, stellen sich aber auch mancherlei Leiden, als Gallen-Luxationen der Gelenke, Knochenkrankheiten, Gehirnkongestionen u. s. w. ein, denen die Thiere nicht selten erliegen. Es hilft auch wenig oder garnicht, wenn Hafer neben dem Klee gefüttert wird; denn der letztere, überhaupt sehr wasserreich, wird leicht verdaut, bringt starke Abführungen hervor, und mit diesen gehen die Haferkörner unverdaut ab. Alle Krankheitserscheinungen während der Kleefütterung zeigen einen gefährlicheren, akuterem Charakter als bei Trockenfütterung, welche, wenn sie in gutem Hafer, Heu und Stroh im entsprechenden Verhältniß gereicht wird, dem Thiere die zur Erhaltung seiner Kraft und Leistungsfähigkeit nöthige stickstoffhaltige und stickstofffreie Nahrung gewährt. Nichtsdestoweniger würde man zu weit gehen, wollte man die reichliche Klee-, überhaupt Grünfütterung für die Pferde und ganz besonders für die Fohlen verpönen und den Einwand erheben, daß letzteren in der genannten Zeit, nämlich im zweiten und dritten Lebenssommer, der Hafer in größerer Quantität gereicht werden müsse. Die Kostspieligkeit der Aufzucht weist diese Forderung von vornherein zurück, und der Erfahrung zufolge verrichten die Thiere auch trotzdem ihre Arbeit später in gebühlichem Umfange, wenn sie alsdann nur mit genügendem Körnerfutter versehen werden, und selbst ihr Faserbau erlangt dabei einen hinreichenden Grad von Straffheit, insoweit nicht Raffsen-Eigenthümlichkeiten dem entgegenstehen. In kleineren Quantitäten neben anderen Nahrungsmitteln kann das Grünfutter aber nur als geistlich angesehen werden, wenn namentlich neben dem Grünklee auch gutes Wiefengras verabreicht wird. Pferden, die an Vollblütigkeit, veralteter Druse, an der Lunge, u. s. w. leiden, bekommt das Grünfutter ganz vorzüglich, und wer in der Lage ist, denselben ein solches Futter verabreichen zu können, sollte es nicht unterlassen. Auch wenn Fresslust und Verdauung infolge der längeren Aufnahme mangelhaften Futters gegen das Frühjahr hin schlecht geworden, wenn die Haut eine trockene, feste, das Haar eine matte, glanzlose Beschaffenheit angenommen hat und Schwäche und verringerte Widerstandsfähigkeit gegen Außeneinflüsse hervorgetreten sind, da wirken die jungen Grünfütterpflanzen besser als alle Arznei; und dieses ganz besonders, wenn dieselben untermischt sind mit einzelnen feinen, gewürzhaften Kräutern, als Kümmel, Schafgarbe oder Wegwarte. Nach anderen Erfahrungen bekommt den Pferden das Grünfutter sehr im Gemenge von Wicken, Erbsen, Hafer und Gerste, wenn die ersteren bereits Schoten und grüne Kerne haben. Auch Serradella ist ihnen nach der Blüthe sehr befohmlich.

Zimmer aber hat man wohl zu beachten, daß der Uebergang von der Trockenfütterung zum Grünfutter ganz allmählich geschehen soll, und daß in der ersten Zeit das Mischen des Grünfutters mit Stroh oder Heu schon deshalb als räthlich bezeichnet wird, weil sich recht häufig Koliken und als Folge dieses Uebels Verfohlen in bedenklichem Umfange einstellen. Im welften und erbigten Zustande aber darf der Klee niemals verfürtet werden, weil sich nach dessen Aufnahme im Darmkanal unauflösliche Futterballen bilden, die schwere Erkrankungen zur Folge haben können.

Gleichzeitige Düngung mit Phosphorsäure und Kalk.

Die Phosphorsäure hat die Eigenschaft, sich mit Kalk in drei verschiedenen Mengenverhältnissen verbinden zu können, d. h. mit Kalk Verbindungen einzugehen, welche verschiedenen große

Mengen von Kalk auf die gleiche Phosphorsäuremenge enthalten. Diese Verbindungen bezeichnet man als einbasischen, zweibasischen und dreibasischen phosphorsauren Kalk. Im einbasischen phos-

phosphorischen Kalk ist die geringste Menge von Kalk enthalten, im zweibasischen die doppelte und im dreibasischen die dreifache und größte. Die Phosphorsäure sucht sich immer mit so viel Kalk zu verbinden, bis ihr Bindungsvermögen erschöpft ist; dies ist der Fall, wenn sie in den dreibasischen phosphorischen Kalk übergegangen ist. Der in der Natur vorkommende phosphorische Kalk ist dreibasisch. Es werden an verschiedenen Orten der Erde Mineralien, die sogenannten Knochenschwämme, gefunden, welche in der Hauptsache aus dreibasischen phosphorischen Kalk bestehen. Die Knochenschwämme würden der Landwirtschaft den billigsten Phosphordünger darbieten, wenn die darin enthaltene Phosphorsäure hinreichend wirksam wäre. Die drei Verbindungsformen der Phosphorsäure mit Kalk besitzen aber verschiedene Eigenschaften. Der einbasische phosphorische Kalk löst sich in Wasser, der zweibasische und dreibasische phosphorische Kalk dagegen nicht. Der zweibasische phosphorische Kalk unterscheidet sich noch vom dreibasischen phosphorischen Kalk dadurch, daß er sich wenigstens im Wasser, welches bereits citronensaures Ammoniak oder andere ähnlich wirkende Salze oder Pflanzensäuren aufgelöst enthält, auflöst, während der dreibasische phosphorische Kalk auch hierin unlöslich ist. Der dreibasische phosphorische Kalk ist, entsprechend den angegebenen Löslichkeitsverhältnissen, die zur Düngung oder Pflanzenernährung ungeeignetste und am wenigsten wirksame Form; der einbasische phosphorische Kalk ist der wirksamste und werthvollste; der zweibasische phosphorische Kalk steht in der Mitte zwischen beiden, sowohl bezüglich der Löslichkeit wie der Düngewirkung.

Um die Knochenschwämme und andere Stoffe, welche dreibasischen phosphorischen Kalk enthalten, in gute wirksame Düngemittel umzuwandeln, stellt man Superphosphat daraus her, d. h. ein Düngemittel, welches die Phosphorsäure in Form von einbasischen phosphorischen Kalk enthält. Die Herstellung von Superphosphat besteht darin, daß man Schwefelsäure auf die Knochenschwämme einwirken läßt. Die Schwefelsäure entzieht dem dreibasischen phosphorischen Kalk des Rohmaterials Kalk und verbindet sich selber mit diesem Kalk zu schwefelsaurem Kalk (Gips.) Würde man Knochenschwämme mit so viel Schwefelsäure behandeln als erforderlich ist, um den gesammten Kalk des dreibasischen phosphorischen Kalks an Schwefelsäure zu binden, so würde freie Phosphorsäure entstehen, die flüchtig ist und sich zur Düngung nicht eignet. Man bemißt daher die anzuwendende Schwefelsäuremenge so, daß dem dreibasischen phosphorischen Kalk nur $\frac{2}{3}$ des Kalkes entzogen werden, also einbasischen phosphorischen Kalk gebildet wird.

Der große Vorzug des Superphosphats vor allen anderen Phosphordüngemitteln, z. B. Thomasmehl, beruht darauf, daß es die Phosphorsäure in Form von einbasischen phosphorischen Kalk in löslicher Form enthält. Wie nun aber der einbasische phosphorische Kalk im Superphosphat dadurch hergestellt wird, daß man kalkreicheren Phosphorverbindungen (dem dreibasischen phosphorischen Kalk) den Kalk zum Theil entzieht, so geht auch der einbasische phosphorische Kalk wieder in die kalkreicheren Verbindungen (zweibasischen und dreibasischen phosphorischen Kalk) über, sobald er mit Kalk (gebranntem Kalk, kohlen-saurem Kalk oder Mergel u. s. w.) in Berührung kommt. Man darf deshalb Superphosphat und sonstige aufgeschlossene Phosphordüngemittel nicht mit Kalk mengen, auch nicht Superphosphat und dgl. auf einen Acker austreuen, welcher mit Kalk oder Mergel noch bedeckt ist; denn hierdurch würde man die Wirkung, welche durch die Superphosphatfabrikation erzielt wurde, wieder aufheben. Das Kalten und Mergeln vermindert dagegen die Wirkung der Superphosphatdüngung nicht, wenn der Kalk bereits grünlich in den Boden gebracht ist, bevor das Superphosphat ausgestreut wird. In dieser Weise angewendet, löst sich die Superphosphatphosphorsäure in der Bodenfeuchtigkeit und durchbringt alle Theile der Ackertrume; wenn sie hierauf durch Bindung von Kalk im Boden in zweibasischen und zum Theil auch in dreibasischen phosphorischen Kalk übergeht, so wird sie dadurch nicht unwirksam. Nur in sehr kalkreichen Böden, die natürlich für die Kalkung überhaupt nicht in Betracht kommen, wird die lösliche Phosphorsäure durch den Kalkgehalt des Bodens zu stark gebunden, so daß man hier lieber Düngemittel verwendet, die die Phosphorsäure in unlöslicher und billigerer Form enthalten. Thomasmehl, Knochenmehl und alle Phosphordüngemittel, welche nur dreibasischen phosphorischen Kalk enthalten, können ohne besondere Vorsichtsmaßregeln mit Kalk zugleich angewendet werden, sie können durch Kalk nicht schwerer löslich werden, als sie sind. Präcipitat muß, wenn es gute Düngewirkung äußern soll, citratlöslichen zweibasischen phosphorischen Kalk in der Hauptsache enthalten. Der zweibasische phosphorische Kalk verbindet sich aber mit Kalk, wenn er mit solchem in Berührung kommt, zu dreibasischen phosphorischen Kalk. Wird also schwerer löslich und verliert an Wirksamkeit. Präcipitat ist darum mit derselben Vorsicht anzuwenden, wie die Düngemittel, welche einbasischen, wasserlöslichen phosphorischen Kalk enthalten, Superphosphat und alle mit Schwefelsäure aufgeschlossenen phosphorsäurehaltigen Düngemittel überhaupt. Illustr. Landw. Ztg.

Ueber neuere Fortschritte auf dem Gebiet der Fütterungslehre.

In Nr. 20 und 21 der „Mittheilungen“ referirten wir eingehend über einen Vortrag von Prof. Dr. Goldfleisch-Breslau über die Futterverwerthung der Hünderschläge. Im Anschluß daran sprach derselbe dann gelegentlich der Vorlesung für praktische Landwirthe in Breslau noch über neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Fütterungslehre, wovon wir Folgendes hervorheben möchten.

Mit der in Nr. 20 und 21 der „Mittheilungen“ betonten Einschränkung, daß die Futterverwerthung in erster Linie von der spezifischen Anlage der Thiere abhängig ist, weiß man, daß aus bestimmten Nahrungstoffen bestimmte thierische Produkte entstehen. Die Kenntniß dieser Futterstoffe und ihre wirtschaftliche Ausnutzung gehört zu den wesentlichsten Gegenständen der Fütterungslehre. Es sind in jüngster Zeit besonders folgende drei Fragen, welche in dieser Richtung die Forschung beschäftigt haben und die Praxis interessieren:

1. Die Einwirkung des Futters auf den Fettgehalt der Milch. Daß die Beschaffenheit des Futters auf den Fettreichtum der Milch Einfluß hat, ist eine in der landwirtschaftlichen Praxis alltäglich zu beobachtende und darum unbestreitbare Thatsache. Welche Futterbestandtheile es aber sind, aus welchen das Fett der Milch entsteht, ist noch immer nicht erwiesen. Nach neuen Versuchen von Professor Sorghlet in München wurde nach Zufütterung von fein vertheiltem Leinöl die Milch einseitig fettreicher, aber das entstandene Milchfett hatte einen höheren Schmelzpunkt als das gewöhnliche Butterfett, war talgiger. Sorghlet schließt daher, daß man durch Zugabe von Fett im Futter wohl Milchfett produziren könne, daß aber das letztere nicht direkt aus dem Futterfett entstehe, sondern daß das Futterfett im Körper zurückbleibe und dafür eine Ueberwanderung von Körperfett in die

Milch stattfindet. Eine ähnliche Beobachtung, daß nämlich nach Fütterung von Fetten bestimmter Art die Milch ganz erheblich fettreicher gemacht werden kann, und daß hierbei die Beschaffenheit, namentlich aber die Schmelzbarkeit des Milchfettes, verändert wird, ist schon vor 18 Jahren von Weiske gemacht und berichtet (Journal für Landwirtschaft 1878 S. 447). Doch zog Weiske nicht die Soghlet'schen Schlüsse, und man kann auch nicht sagen, daß die letzteren durch die Praxis bestätigt werden. Wenn es sich so verhielte, wie es Soghlet annimmt, so müßte nach jeder fettreichen Nahrung die Butter talgiger werden; während doch nicht zu zweifeln ist, daß nach manchen fettreichen Futtermitteln die Butter fester, aber kernig und aromatisch wird, nach anderen dagegen auch öliger, weicher u. s. w.

Auch Professor Lehmann in Göttingen stellte in ähnlicher Richtung Versuche an; er fütterte zu normalen Fütterationen noch Kropa, das sind die sehr fettreichen Schalen des Kokoßnüsse, hinzu und fand den Fettgehalt der Milch einseitig erhöht. Doch beobachtete er ein ähnliches Resultat auch bei Zugabe von anderen konzentrirten Futtermitteln, so daß nach seiner Meinung nicht die einseitige Fettzugabe, sondern überhaupt die reichlichere Fütterung die Milch fettreicher macht.

In der Praxis weiß man, daß gerade die fettreichen Deltsuchen die Menge und Beschaffenheit des Milchfettes erheblich beeinflussen. So giebt die Zufütterung von Palmkernfuchen viel und gute, feste Butter, Baumwollsaatfuchen dagegen geben meist auch viel, aber geringere und unangenehm schmeckende Butter; mit Leinfuchen und unverdorbenen Erdnußfuchen kann man die Milch fettreicher und die Butter besser, mit Rapsfuchen meist auch die Milch fettreicher machen, aber die Butter wird weicher und scharf schmeckend. Scheint es hiernach,

daß das Fett der Futtermittel von wesentlichem Einfluß auf die Fettproduktion in der Milch ist, so ist doch nicht zu vergessen, daß jene Delfuchen auch sehr proteinreich sind, so daß nicht zu ermessen ist, welcher Effekt dem Futterfett allein zuzuschreiben ist. Jedenfalls ist viel Milch und viel Fett nur zu erzielen bei reicher Fütterung, welche von allen nothwendigen Nahrungstoffen reichliche Mengen enthält; während bei knapper Fütterung nicht nur wenig Milch, sondern auch fettarme Milch erhalten wird. Immer aber ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß die eine Kuh, der eine Schlag das Futter in anderer Art in Milch umsetzt als andere.

2. Ausnutzung der Holzfaser. Die Schätzung der Holzfaser als Futterstoff hat sehr große Wandlungen erfahren. Nach der Henneberg'schen Lehre nach ihr ein ziemlich beträchtlicher Futterwerth zu, dann wurde ihr nach Tappener u. A. jegliche Fähigkeit, im Thierkörper resorbirt zu werden, abgesprochen, und neuerdings geschieht ihr Zung wohl eine Futterwirkung zu, welche aber vollständig aufgehoben werde durch den Aufwand an Arbeit, welche ihre Zerkleinerung und Verdauung im Körper verursacht.

Die Frage von der Ausnutzung der Holzfaser ist von nicht geringer Bedeutung; denn von ihrer Beantwortung hängt die Schätzung des Futterstrohes ab. Hat die Holzfaser keinen Futterwerth, so kann das Futterstroh, welches nur höchst geringe Mengen anderer Nährstoffe enthält, und diese nur von großen Mengen von Holzfaser eingeschlossen, kaum als Futtermittel gelten. Da aber das Futterstroh von ruhenden Thieren, insbesondere von Wollschafen, in erheblichem Maße verwertbet wird, so kann die Holzfaser nicht so werthlos sein.

Nach den neueren Untersuchungen muß man sie denn auch recht wohl als Futterstoff achten, und zwar ist sie in dem Grade wirklich verdaulich, wie sie früher nach den Henneberg'schen und den folgenden Versuchen bestimmt wurde, und dieser verdauliche Theil ist zu ca. 80 Proz. als gleichwerthig den verdaulichen

stickstofffreien Extraktstoffen zu rechnen. Hiernach steht die wissenschaftliche Forschung mit dem praktischen Gebrauch im Einklang, und es ist erklärlich, daß das Raufutter, insbesondere das Futterstroh, nicht bloß ein Füllmaterial, sondern, richtig angewendet, sehr wohl ein wirksames Futtermittel ist.

3. Der Gehalt der Futtermittel an Pentosan. Professor Tollens in Göttingen hat in den Futtermitteln einen Stoff oder vielmehr eine Gruppe von Stoffen, die Pentosane, gefunden, welche in neuerer Zeit in wissenschaftlichen Abhandlungen vielfach genannt und auch von den Landwirthen beachtet werden.

Die Pentosane sind Kohlenhydrate, enthalten aber nicht — wie die bisher als solche gekannten — 6 Atome Kohlenstoff im Molekül, sondern nur deren 5, z. B. $C_5H_8O_4$. Sie sind immer Begleiter der Cellulose in den Futtermitteln und machen mit Cellulose zusammen dasjenige aus, was man bisher immer mit dem Namen „Rohfaser“ bezeichnete, um anzudeuten, daß es nicht immer einen reinen, einheitlichen Stoff darstelle. Die Pentosane kommen in allen Futtermitteln vor, und zwar im Allgemeinen in umso größerer Menge, je reicher an Rohfaser sie sind. So wurde im Weizenstroh ca. 25 Proz. im Gerstenstroh 24 Proz., im Heu ca. 17 Proz. zc. bestimmt.

Die Pentosane sind im thierischen Körper verdaulich und äußern eine Futterwirkung ähnlich wie die übrigen Kohlenhydrate; es ist daher wahrscheinlich, daß sie mehr oder weniger den verdaulichen und verwertbaren Antheil der Rohfaser darstellen. Vielleicht gelingt es hiernach, durch Bestimmung des Gehaltes an Pentosanen in den Futtermitteln, auf einfachere Weise die Ausnutzungsfähigkeit der Roh- oder Holzfaser festzustellen.

Jedenfalls zeigt die Auffindung dieser interessanten Stoffe, der Pentosane, in den Futtermitteln, ebenso wie die vor einer Reihe von Jahren erfolgte Auffindung der amidartigen Stoffe, daß die intimere Kenntniß von der Zusammensetzung der Futtermittel noch immer Fortschritte zu machen im Stande ist.

Fragekasten.

Frage: Veranlagung zur Einkommensteuer. Ich bewirthe seit drei Jahren einen Hof (Sandboden) mit Gründünger und Kunstdünger und ganz schwacher Ausbeziehung. Ich habe auf demselben jedes Jahr für ca. 1100 Mark Kunstdünger verwendet, und zwar ca. 60 Ctr. Chilealpeter, 20 Ctr. Guano, 100 Ctr. Thomasmehl, 200 Ctr. Rohn, 80 Ctr. Kalk, und werde daselbe Quantum auch in den nächstfolgenden Jahren gebrauchen müssen. Ich habe obige Summe auch in meiner Steuer-Erklärung als eine Betriebs-Ausgabe abgezogen, indes theilt mir der Vorsitzende der Veranlagungs-Kommission mit, daß ein Theil des Kunstdüngers als Verbesserung des Hofes und nicht als zum Betriebe erforderlich erachtet wird. Kann ich dagegen mit Aussicht auf Erfolg Berufung einlegen, und können Sie mir eine Autorität angeben, auf die ich mich dabei berufen könnte?

Antwort: Nach § 9 des Gesetzes vom 24. Juni 1891 und Art. 4 Abs. II 1 der Anweisung des Finanzministers vom 5. Aug. 1891 zur Ermittlung des steuerpflichtigen Einkommens sind von den Jahreseinkünften nicht abzugsfähig: Verwendungen zur Verbesserung und Vermehrung des Vermögens, zu Geschäftserweiterungen, Kapitalanlagen oder Abtragungen, welche nicht lediglich als durch eine gute Wirbelschaft gebotene und aus den Betriebseinnahmen zu deckende Ausgaben anzusehen sind. Andererseits heißt es in Art. 11 Abs. II 5 der obigen Anweisung ausdrücklich: Von der Kosteinnahme des Bestes sind als Bewirtschaftungskosten in Abzug zu bringen: Die Ausgaben für Samen, Pflanzen, Futter und Düngemittel, Rohstoffe und sonstige Materialien, welche für den laufenden Wirtschaftsbetrieb ausschließlich der etwaigen Nebenbetriebe zugekauft worden sind zc. Demnach wäre also die Frage von zwei Gesichtspunkten aus zu prüfen. Für den vorliegenden Fall kann aber nach unserer Anschauung nur der folgende in Frage kommen: Die Landwirthe düngen nur zu dem Zwecke, um den Ertrag zu erhöhen; daß dadurch eine Werthverbesserung der Grundstücke nebenbei stattfindet, ist selbstverständlich; denn ohnedem wäre eine Ertragsverböhung nicht möglich. Dieser letztere Umstand rechtfertigt aber noch lange nicht die Annahme, daß ein Theil des Düngers nicht als Betriebskapital zu betrachten sei, denn sonst mühte geredeter und logischer Weise die Veranlagungskommission im Falle einer unterbliebenen Düngung auch einen entsprechenden Abzug für Werthverminderung der Grundstücke zugeben. Beides genau zu berechnen ist nicht möglich und liegt auch jedenfalls nicht im Sinne des Gesetzgebers; vielmehr kommen höhere, geringere oder gar keine Auf-

wendungen für Dünger in einem entsprechend schwankenden Ertrage im Durchschnitt zum Ausdruck und werden dann von der Steuer befreit. Uebrigens rechnen sämmtliche landwirthschaftliche Autoren die Ausgaben für Dünger zu dem umlaufenden Betriebskapital, und es dürfte der Vorsitzende Ihrer Veranlagungskommission mit seiner gegenwärtigen Ansicht unter sachverständigen Landwirthen wohl keine Anhänger finden. Uns will scheinen, daß die Berufung in dem vorliegenden Falle unbedingt von Erfolg sein muß, um so mehr, als unseres Wissens die gewöhnliche steuerliche Praxis ebenfalls den in Rede stehenden Maßnahmen Ihrer Veranlagungskommission widerspricht. Wir raten Ihnen daher, gegen das Ergebnis der Veranlagung binnen 4 Wochen, von dem auf die Zustellung der Benachrichtigung folgenden Tage ab gerechnet, bei dem Vorsitzenden der Veranlagungskommission das Rechtsmittel der Berufung an die Berufungskommission einzulegen und, wenn auch diese erfolglos ausfallen sollte, sich beschwerdeführend an das Obergericht in Berlin zu wenden.

Frage: Kontraktbruch eines Diensthofen. Mir ist ein Knecht ohne gesetzmäßige Ursache aus dem Dienste entlaufen. Ich machte gleich Anzeige bei der Polizeibehörde und stellte Antrag auf zwangsweise Zurückführung. Hier mußte ich die schriftliche Erklärung geben, die Kosten der Zwangszuführung zu zahlen, unter dem Hinweis, daß ich diese Kosten später von dem Lohn abziehen dürfe. Auf die weitere Frage, ob ich mich im Falle, wenn der Diensthofe den Dienst nicht wieder antreten sollte, an dessen Habseligkeiten schadlos halten könne, wurde mir ganz bestimmt erklärt, daß ich dieses in keinem Falle dürfe. Ist diese Forderung und Auskunft der Polizeibehörde richtig?

Antwort: Das Vorgehen Ihrer Polizeibehörde ist durchaus unrichtig. Nach § 167 der Gei.-Ordn. von 1810 muß auf Ihren Antrag die Polizeibehörde das Gefinde, das ohne gesetzmäßige Ursache den Dienst verläßt, durch Zwangsmittel zur Fortsetzung des Dienstes anhalten. Zu diesen Zwangsmitteln gehört auch die zwangsweise Zurückführung in das Diensverhältnis. Die etwaigen Kosten der zwangsweisen Zurückführung entlaufenen Gefindes sind, sofern der Diensthofe sie nicht erlegen kann, als im polizeilichen Interesse aufgemeldet zu erachten und sollen nicht der Herrschaft zur Last, sondern der Polizeiverwaltung des Wohnortes des Diensthofen, aus welchem der Diensthofe entläuft. Ref. 20. Mai 1850. W.-Bl. S. 134. Gegen das Vorgehen der Polizeiverwaltung müßten wir uns bei der vorgelegten Behörde beschweren.

Kleinere Mittheilungen.

Ueber das Eier- und Federnreffen der Legehühner berichtet A. G. Gillert, Verwalter der Geflügelzuchtanstalt der Domini-

Experimental Farm in Ottawa (Kanada), das Nachstehende: 1. Dieses Laifer macht sich besonders in den Monaten Februar und März bei

2. Auch die Hühner verfallen in dasselbe, wenn sie es bei den anderen Hühnern sehen. 3. Das Eier- und Federnrossen wird durch Unthätigkeit und Ueberfütterung herbeigeführt. 4. Schläge von lebhafterem Temperament, wie Black, Minorcas, Andalusier, Red Caps etc. neigen diesem Fehler mehr zu. 5. Er wird begünstigt, wenn viele Hühner in einem kleinen Raum untergebracht werden. 6. Werden die Legenester mehr dem Gesichte der Hühner ausgesetzt, so beginnt um so früher das Eierfressen. Es ist daher notwendig: 1. Daß die Legenester in beständiger Thätigkeit erhalten werden, für dieselben muß genügend Platz zum Scharen vorhanden sein. 2. Es ist angezeigt, daß die jungen Hühner von den älteren separirt werden. 3. Viel Grünfütter von Kohl, besonders grünen Bohnen, Turnips etc. soll verabreicht werden. 4. Rohe Knochen, zerschnitten und regelmäßig verfüttert, üben auf die Gesundheit des Geflügels einen günstigen Einfluß aus. 5. Hähne dürfen mit den Legehühnern nicht in einem Raum gehalten werden. 6. Die Legenester müssen so angebracht sein, daß sie dunkel und nicht leicht zu erreichen sind.

Vorbedingungen der Butterausfuhr. Der dänische Molkerei-Instruktor V. Böggild bespricht in einem Fachblatt die rasch wachsende finnländische Butterausfuhr und schließt daran die folgenden auch für Deutschland beachtenswerthen Betrachtungen: „Dänische Produzenten können aus diesen Mittheilungen ersehen, daß, ebenso wie in Dänemark beständig an der Verbesserung der Qualität und Zunahme der Buttermenge gearbeitet wird, so auch hier bei unseren Konkurrenten sowohl bezüglich der Qualität wie auch der Quantität vorwärts getrieben wird. In Uebereinstimmung hiermit ist es von Nutzen, auf das Gewicht zu legen, was im letzten Bericht der englischen Landwirtschafts-Gesellschaft über die Einfuhr von Molkereiprodukten geschrieben wird: „Es giebt nur zwei Dinge, welche einen stark vermehrten Umsatz herbeiführen können, und das sind: Vorzüglichkeit in der Qualität und Billigkeit im Preise!“. Sollte die Butterproduktion fernerhin steigen, so kann ein andauerndes Wachsen des dänischen Butterexportes nur erwartet werden entweder durch beständige Entwicklung der Güte der Butter oder durch einen hinreichend großen Niedergang im Preise. Die Meiereifachmänner mögen den Genossenschaftlern zur Erwägung anheimgeben, was sich am besten bezahlen wird.“

Russische Gänse-Einfuhr. Die Einfuhr von lebendem Federvieh, unter welchem fast nur Gänse zu verstehen sind, ist seit 1880 bis 1895 stetig gewachsen. Sie betrug 1888 und 26 000 dz, seit 1890 über 100 000 dz und ist 1895 auf 159 000 dz gestiegen. Da die russische Gans etwa 5 Pfd. wiegt, so würde jenes Gewicht unter Abrechnung von 9000 dz auf anderes Federvieh einer Gänseeinfuhr von etwa sechs Millionen Stück entsprechen. Dies stimmt auch ungefähr mit einer Neuzerlegung des Herrn Landwirtschaftsministers im Abgeordnetenhaus überein, welcher die Einfuhr auf etwa fünf Millionen bezifferte.

Behandlung der Kraftfütterung für Schweine. Zur Kraftfütterung für Schweine schreibt die Berliner Thierärztliche Wochenschrift: „Kraftfuttermittel, welche von Natur naß sind, müssen natürlich auch so verwendet werden. Ein Anrühren der trockenen Kraftfuttermittel oder gar das Anrühren mit Wasser und Molken ist unrationell; denn erstens leidet der Kauprozeß, zweitens wird der Wassergehalt des Körners erhöht, was aus verschiedenen Gründen nachtheilig ist, und die Verdauungskraft wird keineswegs gesteigert; drittens endlich kommt es in den Futtertrögen bei Kraftfütterung leicht zu Veränderungen des Futters, wenn nicht die peinlichste Sauberkeit waltet. Für ganz junge Ferkel sollen die Körner- und Hülsenfrüchte gequetscht und trocken, nicht gemahlen, verabreicht werden. Circa 6 Wochen alten Ferkeln giebt man Körner- und Hülsenfrüchte am besten unzerkleinert; nur sehr harter Mais, Bohnen etc. werden besser grob geschrotet. Man darf aber nicht solchen Schweinen, die lange Zeit Preisfutrer bekommen haben, ganze Körner geben, da sie das Kauen nicht gelernt haben. Ganz besonders für Zuchtthiere und wo das Fleisch einen Qualitätspreis hat, ist die Verabreichung ganzer trockner Körner zu empfehlen. Nur wo es sich um möglichst schnelle Mast handelt, kann die Verabreichung von Mehlbrei zweckmäßig sein. Kochen und Dämpfen der

Körner ist nur zweckmäßig, wenn deren Qualität zu wünschen übrig läßt (Schimmel, Unkraut, Brand etc.)

Zerstreung von Hagelwolken durch Schiffe. In den Alpengegenden ist bekanntlich das sogenannte Wetterläuten und Wetter-schießen zur Verjagung der Unwetter noch heute üblich und oft als Aberglauben gescholten worden. Nunmehr sandte Herr Bürgermeister Albert Stöger in Windisch-Feistritz (Unter-Steiermark) der Wiener k. k. meteorologischen Centralanstalt einen Bericht über anscheinend günstige Ergebnisse des Schießens ein, dem wir nach der „Met. Ztschr.“ Folgendes entnehmen: Der Genannte besitzt große und kostspielige Weingärten in den besten Lagen des Schmissberges, die sonst sehr dem Hagelschlag ausgesetzt waren. Da eine Bedeckung mit engmaschigem, verzinktem Eisendraht sich als gar zu kostspielig erwies, versuchte Herr Stöger, die Wetter durch Schießen zu vertreiben. Er errichtete auf sechs hochgelegenen Punkten Schießstationen, Holzhütten mit je zehn Stück schweren „Böllern“ und Pulverhütten dabei, die sich auf eine Ausdehnung von 2 km vertheilen. Ein freiwilliges Winterkorps welches für jede Hütte sechs Mann Bedienung stellt, gab aus den sechzig Böllern ununterbrochen Schüsse ab, mit Pulverladungen von 120 g. „Drohend schwarz“, heißt es in einem von Herrn Civil-Ingenieur Max Steptschuegg erstatteten Berichte, „drängten sich Wolkenmassen von den Höhen des Bachergebirges heran; auf einen Signalschuß begann von allen Seiten gleichzeitig das Schießen, und nach wenigen Minuten kam Stillstand in die Wolkenbewegung, dann öffnete sich wie ein Trichter die Wolkenwand, die Ränder des Trichters begannen zu freisen, bildeten immer weitere Kreise, bis sich das ganze Wolkengebilde zerstreute, nicht nur kein Hagelschlag, auch kein Platzregen fiel nieder. In anderen Fällen entluden sich die Wolken durch Regen, während außerhalb des Schutzgebietes Hagel fiel.“

Sechsmal im Laufe des Sommers 1896 fand das Schießen bei andringendem Wetter statt, mit stets gleichbleibendem Erfolge; die Schutzwirkung erstreckte sich ungefähr auf eine Quadratmeile.

Preise für Schlachtvieh nach Lebendgewicht in Halle a. S.

In der Zeit vom 25. bis 30. Juni 1897 einschließlich
a) von Fleischern den Landwirthen bezahlte reise- und Händlerern erzielte Preise:

	Qualität	Alter	Gewicht Pfd.	Erzielte Preise per Centner M.
Rühe	1.	5	jährig	1400
	2.	7	"	1190
	3.	10	"	990-1050
Dahjen	1b.	7	"	1800
				260
Schweine				380
				280
				250
				225

b) von den Mitgliedern des Landwirtschaftlichen Bauern-Vereins des Saalkreises erzielte Preise, (bei sofortiger und bereits erfolgter Abnahme):

	Qualität	Alter	Gewicht Pfd.	Erzielte Preise per Centner M.	
Rühe	1.	7	jährig	1290	
	1b.	8	"	1300	
	1-2.	7	"	1200-1380	
Bullen	2.	5	"	1190	
	1b.	2	"	1430	
Dahjen	1.	7-8	"	1900-2000	
				280	
	Schweine				320
					300
				250	
				335	

Anzeigen.

Inserate pro Zeile 20 Pfennig.

(Anzeigen für die „Landwirtschaftliche Mittheilungen“ sind nur an Otto Thiele, Spezial-Annoncen-Bureau für landwirtschaftliche Anzeigen, Berlin SW., Bernburgerstrasse 3, zu senden.)

Inserate pro Zeile 20 Pfennig.

Beste und billigste
**Heuwender,
Mähmaschinen,
Dampfdreschsätze,
Ernterechen**
liefert (1175)
**Fr. Dehne, Maschinenfabrik,
Halberstadt.**

Alle Anzeigen
welche für Landwirthe bestimmt sind, werden in fachgemässer Weise für sämtliche Zeitungen besorgt von dem Spezial-Annoncen-Bureau für landwirthsch. Anzeigen

Otto Thiele, Berlin SW., Bernburgerstrasse 3.

Garbenbänder-Fabrik
Roerdingen (Bayern)
liefert d. billigsten u. besten Bänder d. Welt. Patent „Triumph“ Hauptprüfung der D. Landw.-Ges. Berl. 1896. I. Preis. Musl., Prot. p. g. u. f.

Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele in Halle (Saale), Leipzigerstraße 87.